

Hochland

Monatsschrift für alle Gebiete
des Wissens/der Literatur & Kunst
Herausgegeben von Karl Muth

Zwölfter Jahrgang

April 1915-September 1915

Band
2

Memmen und München
Verlag Jos. Köfelsche Buchhandlung



Zwölfter Jahrgang

April 1915

Wissen und Glauben im Lichte unserer Zeit Von Otto Willmann

Das Sprichwort sagt: Inter arma silent Musae; im Waffenlärm verstummen die Genien des Geistes schaffens, und das scheint am meisten von der Muse Urania zu gelten, deren Sinnen und Forschen den überirdischen Dingen zugewandt ist. Aber auch die fromme Kontemplation sucht die friedliche Stille auf; von dem hl. Wolfgang, Bischof von Regensburg, heißt es: „Aus Kaiserfehde und Fürstenstreit floh er in Waldeseinsamkeit; denn wo die Welt in Waffen tobt, ist Hochgebirg des Weisen Trost.“ (Scheffel.) So scheint es kein zweckmäßiges Beginnen zu sein, wenn wir das Problem von dem Verhältnisse von Wissen und Glauben, das mehr als jedes andere Sinnen und Forschen, Vertiefung und Kontemplation erfordert, in das Licht unserer Zeit rücken, deren Horizont vom Kriegsgewitter verdunkelt ist, und in der das tapferere Können vor dem Wissen, die wundenheilende Liebe vor dem Glauben den Vortritt zu beanspruchen scheint.

Und doch brauchen wir uns nur zu erinnern, daß Wissen und Glauben Güter sind, die nicht bloß die Betrachtung, sondern auch den Willen, die Betätigung der Energie, den abwehrenden Kampf in ihren Dienst fordern. Der Kampftruf der alten Römer war: Pro aris et focis, für Altäre und Herde, das Gebot, die zwei Stätten zu schützen, auf denen heiliges Feuer lodert, zu Ehren der Götter entzündet und ihren Segen herabfließend auf das Gemeinwesen und das Haus jedes Bürgers. So werden auch die

fieren wir Deutschamerikaner gegen den Imperialismus? (S. 40 ff.) hat Goebel schon im Jahre 1899, richtig vorausschauend, im Interesse der amerikanischen Unabhängigkeit es als die historische Aufgabe der Deutschen Amerikas bezeichnet, diesen Staat freizuhalten von der Einbeziehung in die Gefolgschaft der angelsächsischen Welt Herrschaftspolitik Englands. Mit Recht hebt Goebel hervor, daß die ganze angelsächsische Verbrüderung nur auf das eine hinauslaufen könne, die Vereinigten Staaten Nordamerikas zu der englischen Kolonie zu machen, die sie bis vor hundert Jahren waren — nicht der Form, aber der Sache nach. Heute ist es soweit. Die Vereinigten Staaten Nordamerikas haben im Bewußtsein ihrer derzeitigen Leiter und einer durch Schlagworte der kulturlosten käuflichen Sensationspresse verheßten Mehrheit sich selbst verloren. Sie leisten Gefolgschaft denselben Ansprüchen Englands, aus deren Bekämpfung sie entstanden sind. Die Vereinigten Staaten verneinen so die Grundlagen ihres Daseins und ihrer Daseinsberechtigung. Deutschland kämpft jetzt um die Selbständigkeit der Völker in ihrer wirtschaftlichen Entwicklung. Es müßte dabei das volle Verständnis der Vereinigten Staaten finden, die um der wirtschaftlichen Selbständigkeit der Kolonisten Nordamerikas willen in blutigem Kriege geboren worden sind. Statt auf der Schwelle des Übergangs vom Agrar- zum Industriestaat mit verdoppelter Energie das wirtschaftliche Selbstbestimmungsrecht der Völker zu betonen, stellen die Vereinigten Staaten ihre ganze wirtschaftliche Kraft in den Dienst der Erhaltung der wirtschaftlichen Vormachtstellung Englands. Die Deutschen Nordamerikas erfüllen durch ihre Gegnerschaft gegen diese Selbsterniedrigung und diesen Selbstmord der Vereinigten Staaten eine patriotische Aufgabe. Goebel betonte in seinem Buch wiederholt, daß die Deutschamerikaner nicht die politischen Ziele des Deutschen

Reiches zu fördern haben. Daß sie sich voll in den Dienst ihrer amerikanischen Heimat zu stellen haben. Daß sie ihr Deutschtum zur Förderung der amerikanischen Kultur erhalten und pflegen müssen. Es wäre tatsächlich verfehlt, das Aufblühen des deutschen Bewußtseins jenseits des großen Wassers als Unterstützung der Reichspolitik zu werten und zu verwerten. Das könnte die werdende Macht des Deutschtums drüben nur schwächen. Goebel will durch ein feines Wertes und seiner Kraft bewußtes deutsches Volkstum amerikanische Geschichte machen, mit deutschem Geist die amerikanische Kultur ausbauen. Die Durchbringung der Welt mit deutscher Kultur ist ihm die Verwirklichung des Menschheitsideals. Aber er weiß, daß hiezu die Erhaltung der politischen Macht des Deutschen Reiches Voraussetzung ist. Heute wird er wie alle unsere Volksgenossen drüben unseren Sieg erhoffen als treuer Bürger der Vereinigten Staaten. Denn der Kampf, der sich abspielt auf den Schlachtfeldern Europas, ist nicht ein Kampf um die politische Welt Herrschaft Deutschlands, sondern um die Freiheit des deutschen Geistes. Das Deutschtum braucht, um die verflachte angelsächsische Kultur zu überwachen, nur der Bewegungsfreiheit, die ihm durch die Erhaltung der Selbständigkeit des Deutschen Reichs gesichert ist. Gerade weil unsere Gegner, England voran, befürchtet haben, daß die durch die Reichsgründung und die Reichsentwicklung so ungeahnt geweckte und belebte, deutsche Kultur sich friedlich die Welt erobern würde, suchen sie im Reich die deutsche Kultur zu zerstören. Die junge Tatkraft und die überlegene Geistesbildung, die überall dort wirksam wird, wo das Deutschtum ein ausschlaggebender Bestandteil des Staats- und Wirtschaftslebens ist, bedroht England im ruhigen Besitz der Weltherrschaft. Gerade auch in den Vereinigten Staaten ist das Deutschtum diejenige Kraft, welche

dieses Staatswesen zur vollen Entwicklung seiner Selbständigkeit bringen und lösen muß aus der kulturellen Abhängigkeit und maritimen Unterordnung unter England. Darum dürfen und müssen die Deutschen Nordamerikas als amerikanische Patrioten unsern Siegwünschen und Stellung nehmen gegen die Förderung unserer Feinde durch kurzzeitige Eintagspolitiker und ein verheßtes Publikum. Möge das Lesen der Goebelschen Aufsätze bei uns Klarheit verbreiten über Wesen und Ziel der deutschen Bewegung in Nordamerika. K. s.

Literatur

Kriegs-Lyrik von heute. Es ist sonderbar: fragt jemand heute nach guter Kriegslyrik, so muß man ihn jedesmal um hundert Jahre zurückweisen, obwohl bereits die 70er Jahre eine beträchtliche Zahl von Kriegsliedern hervorbrachten, aber was ist von dieser ganzen Menge Volksgut geworden? All die Geibel, Schack usw. sind vergessen und nur wenige früher entstandene Verse von Ch. F. Scherenberg, oder später gewordene von Fontane oder etwa von Eilencron haften im Gedächtnis. Wir fürchten, daß es auch heute den Dichtern ähnlich ergehen wird, denn noch hat sich keiner ins Herz des Volkes gesungen, obwohl Hunderte von Lieberbüchern vom Fleiß, vom Temperament und von der Ergriffenheit der Autoren zeugen; hundert Lieberbücher und vielleicht eine Million von Gedichten, wenn nicht mehr. Daß unter dieser Anzahl auch einige recht schöne Gedichte stehen, sei zugegeben, aber selbst diese Gedichte, wen haben sie mit derselben Gewalt ergriffen, wie etwa Strophen von Kleist, Lieder von Arndt, Rhythmen von Rückert?

Kriegs-Lyrik stellt sich uns nur in zweierlei Gestalt dar: strenge Kunst-Dichtung, bei absoluter Beherrschung des Formalen (Kleist, Rückert) und das Lied, das pathetische Marschlied (Arndt, Schenkendorf) oder das gemütvollte Volkslied,

alle Stimmungen von der Trauer bis zum grotesken Humor enthaltend (Uhl-land, Brentano, Hauff, anderseits der Soldat und das Volk selbst); Balladen lassen sich müheles der einen oder der andern Kategorie angliefern.

Abgesehen von der strengen Kunst-Dichtung, die immer nur von wenigen fortgepflanzt wird, da sie ihrer Schwierigkeit wegen jeden Dilettantismus so gut wie ausschließt, hätten wir hier so mit nur vom Lied oder liedhaften Gedicht zu handeln, um zu begründen, warum wir die Lyrik einer so weit zurückliegenden Epoche der heutigen vorziehen. Was ist ein Kriegslied, wenn nicht der Dichtung gewordene Ausdruck für das Empfinden eines ganzen Volkes, oder zum mindesten einer typischen Volks- oder Militärgruppe (z. B. Studenten, einzelne Truppenteile usw.)? Nun glauben wir allerdings, daß dem in unserer Zeit so sorgsam gepflegten Subjektivismus der Dichtung ungemein schwer fallen muß, gerade das Typische in Worte zu fassen. Es gibt aber auch noch andere Gründe: der vor hundert Jahren entbrannte ideale Nationalismus stammte aus der jahrzehntelangen Not des ganzen Volkes; das heutige Bild ist ein wesentlich anderes, denn der Wohlstand des Deutschen Reiches hat in der Literatur sonderbarerweise einen gewissen Skeptizismus aufgerufen, begleitet von übertriebener analytischer Auto-Psychologie, denen beiden die reine Begeisterung ziemlich fremd ist; dennoch wurden wir von Kriegsbeginn bis jetzt von begeisterten Versen überschüttet, nur daß die Begeisterung mehr im Inhalt lag und nicht im heiligen Feuer, im glühenden Geistesstrom, die in den Versen treiben sollten. Wir sprechen hier nicht von den unzähligen Dilettanten, die sympathische und wohl auch typische Empfindungen in schlechte Verse kleideten, bewahre! Wir messen hier nur die lyrische Produktion anerkannter Schriftsteller der Gegenwart an jener vor hundert Jahren.

Der Inhalt ist natürlich fast der gleiche, aber wo sind Verse, mit diesem starken Schicksalston, wie aus Vornwelt-gefängen, wie dieses von Rückert:

„Oh, wie ruft die Trommel so laut!
Wie die Trommel ruft ins Feld,
Hab ich rasch mich dargestellt,
Alles andre, hoch und tief,
Nicht gehört, was sonst mich rief,
Gar danach nicht umgeschaut;
Denn die Trommel,

Denn die Trommel, sie ruft so laut.
Oder wo sind Strophen von so stürmen- dem Pathos, wie diese von Arndt:

„Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte.“

Doch genug des Zitterens. Nur dieses soll noch gesagt werden, daß uns das Wesent- liche eines Kriegsliedes nicht in seinen Worten noch in seinem Inhalt zu beruhen scheint, sondern, um es kurz heraus zu sagen, in seiner Musik, seiner innerlichen Musik, jener fortreisenden, jener über- zeugenden Musik, die noch aus jedem in seiner Art vollendeten Gedicht quillt und uns wie ein treuer Barometer an- zeigt, ob das Werk für seinen Autor eine Notwendigkeit war, oder nur das einseitige Produkt seines Willens, seiner Überzeugung, seiner Fertigkeit, kurzum — einer Laune.

Nach diesem Maßstab einer inner- lichen Musik gemessen, dürften allerdings die meisten der heutigen Kriegslieder im Vergleich mit den früheren blaß er- scheinen, oder, um im Bilde zu bleiben, verblasen. Der große Schwung und Ton früherer Jahrzehnte ist dahin und nur wenige Rhythmen bleiben im Gedächtnis. So das ‚Reiterlied‘ des jungen gefallenen österreichischen Offiziers H. Zucke- rmann:

„Drüben am Wiesenrand
Hocken zwei Dohlen —
Fall ich am Donaustrand?
Sterb ich in Polen?
Was liegt daran?
Eh sie meine Seele holen,
Kämpf ich als Reitermann.“

oder der innige ‚Soldaten-Abschied‘ des Kesselschmieds Heinrich Lersch, ein Gedicht, das selbstamerweise bereits vor Kriegsausbruch erschien:

„Laß mich gehn, Mutter, laß mich gehn!
All das Weinen kann uns nicht mehr
nützen;

Denn wir gehn, das Vaterland zu schützen.
Laß mich gehn, Mutter, laß mich gehn!
Deinen letzten Gruß will ich vom Mund dir
küssen:

Deutschland muß leben, und wenn wir
sterben müssen!“

Einzelne Gedichte des frühverstorbenen außerordentlich begabten Dichters He- rmann Löns müssen wir in dieser Reihe nennen, vielleicht ein wenig ge- sucht vollstümliche Gedichte, aber im allgemeinen stark und klar. Einige Ge- dichte von Ludwig Thoma und F. H u s s o n g schließen sich an, in den energischen Rhythmus grotesken Humor aufnehmend, vor allem aber jenes schon vollstümlich gewordene Lied A u s e i n e r M a i n z e r W a c h t s t u b e: D N i k o - laus, mit seiner köstlichen Strophe:

„Der Franzmann auch, der Franzmann
auch, zeigt wieder seine Krallen,
Er möchte gern den schönen Rhein,
Wir aber nach Paris hinein,
Das will ihm nicht, das will ihm nicht,
das will ihm nicht gefallen!“

Von R i c h a r d D e h m e l gibt es ein kräftiges Gedicht ‚Deutschlands Fahnen- lied‘, nur leider zu ungleich in den ein- zelnen Strophen. R u d o l f A l e x a n - d e r S c h r o e d e r hat sogar ein ganzes Gedichtbuch herausgegeben, in dem zwei außerordentlich schöne Stücke stehn: ‚Lem- berg‘ und ‚Reiterlied‘; das gewiß zu empfehlende Buch heißt: ‚Heilig Water- land‘ (Insel-Verlag). Die viele Berliner Kriegshyrik hat auf uns gar keinen Ein- druck gemacht, ebensowenig wie Ernst L i s s a u e r s: ‚Haßgesang gegen Eng- land‘, ganz abgesehen davon, daß uns dieser betäubende Aufruf zum Haß nicht mit dichterischer Würde vereinbar er- scheint; eine Ausnahme machen wir für

das nervös-hochgespannte Gedicht ‚Es geht eine Schlacht‘ von Alfred Kerr und für die lyrischen Flugblätter zweier junger Berliner: Rudolf Leonhardt und Alfred Richard Meyer; des letzteren Heft heißt ‚Helden‘ und enthält u. a. ein ganz kurzes Gedicht, das wir für außerordentlich typisch für die Zeit um Kriegsbeginn halten; es heißt: ‚Ein Berliner Landwehrmann schreibt seiner Frau aus Köln, Anfang August‘:

„Meine Schuhe
— Ruhel! Ruhel! —

Stell ich nachts verkehrt stets vor die Tür.
Sonst kann ich nicht garantieren,
Daß allein sie losmarschieren,
Morgen sind in Lüttich, übermorgen vor
Namur.“

W i k ? oder Anekdote? Keins von beidem: brausender Volkssturm, trefflich festgehalten in energischen Zeilen. Man findet noch andere schöne Gedichte in diesem Heft (Verlag A. R. Meyer, Ber- lin). Noch ein anderer Berliner, der Dramatiker Franz Dülberg, hat sein Empfinden in einem schönen ‚The- aterprolog‘ kräftig ausgedrückt.

Aber die Großen? Was ist mit denen? G e o r g e, der Prophet des Krieges in seinem ‚Stern des Bundes‘, schwieg bis- her; von A l l e stehen einige impres- sionistische, nervöse freie Rhythmen im ‚Kriegsalmanach 1915‘ des Insel-Ver- lags. H o s m a n n s t h a l und H a u p t - m a n n haben leider in ihren Versen bis- her versagt. Von den andern mehr oder weniger anerkannten Größen schweigen wir lieber, von ihnen gilt das zu Beginn des Artikels Ausgeführte. Zwei neue Dichter jedoch hat uns der Krieg be- schert, die an sprachlicher Kraft und in- nerer Bedeutung das meiste bisher Er- wähnte übertreffen. Der leidenschaft- lichere ist ein bisher völlig unbekannter österreichischer Dichter Julius Per- zer; sein Buch ‚Kriegsmesse 1914‘ ist bei Eugen Diederichs erschienen. Es war

ein guter Gedanke, das ungeheure äußere Geschehen (der Krieg) im Bilde des un- geheueren inneren Geschehens (die Messe) darzustellen, ein Gedanke, würdig eines großen Dichters. Es ist nicht an uns, hier über Glaubensfragen mit dem jungen Dichter zu rechten; genüge dies, daß sein Temperament ihn über Worte und Bilder ins glühende Chaos der Mystik fortreißt, wie es einst dem jungen Schiller geschah, an dessen noch nicht gefestigte dithy- rambische Sprache auch die Zerzers er- innert; der Verleger spricht in seinem Prospekt von Goethe: Goethisches haben wir nicht entdecken können, wohl aber eine so edle Begeisterung, eine so bild- hafte Phantasie, eine so männliche Wucht im Rhythmischen, daß wir gar keiner Vergleiche bedürfen, um zu sagen: dies ist ein neuer Dichter; wohl ihm, daß eine heilige Erschütterung sein erstes Werk schuf.

Auch der andere Dichter scheint von Schiller herzukommen, aber vom reifen Schiller, vom griechisch-bedeutungsvollen. A l b r e c h t S c h a e f f e r ‚Kriegslieder‘ (Ludwig Ey, Hannover) ist kein ganz unbekannter mehr: bei Kurt Wolff erschienen im vorvorigen Jahr schöne Gedichte von ihm, ein wenig kalt zwar, ein wenig parnassisch, aber in früher Meisterschaft vollendet. Seine Kriegslieder scheinen uns das dithy- rambisch-wertvollste seiner bisherigen Pro- duktion, zumal solche Stücke wie ‚Die Toten von Dieuze‘, oder ‚Goeben‘, oder ‚Der sterbende Soldat‘: in klaren Strophen spricht hier eine so bedeutende, ja, würdevolle Ruhe, begleitet von einer so absoluten Beherrschung von Form und Sprache, daß wir seinen Gedichten unwillkürlich den Preis von allen an- deren Werken dieser Zeit zuerkennen müssen. Wir erhoffen unserem nation- alen Schrifttum noch vieles von der ferneren Tätigkeit dieser zwei begabten und begeisterten Talente. Jug.